

Jeffery Deaver  
**DER EINDRINGLING**



Jeffery Deaver

# Der Eindringling

Thriller

Deutsch von  
Thomas Haufschild

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel  
*THE MIDNIGHT LOCK* bei G.P. Putnam's Sons, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich  
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage 2023

Copyright der Originalausgabe © 2021

by Gunner Publications, LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023

by Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

Umschlaggestaltung und -motiv: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

StH · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0841-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Andrew, Wendy und Victoria*



Im Journalismus kann es kein höheres Gesetz geben,  
als auf Teufel komm raus die Wahrheit zu sagen.

WALTER LIPPMANN





I

# ZYLINDRISCHER SCHLÜSSEL

[26. Mai, 8.00 Uhr]



# 1

Irgendwas stimmte hier nicht.

Annabelle Talese hätte jedoch nicht zu sagen vermocht, was das wohl sein konnte.

Vielleicht lag es an ihrem Kater, dass sie so verwirrt war und sich vor irgendetwas fürchtete, das sie nicht benennen konnte. Dabei war er nur ein kleines »Kätzchen«, wie Annabelle das zu nennen pflegte – höchstens anderthalb Gläser Sauvignon blanc zu viel. Sie war mit Trish und Gab bei Tito's gewesen, das zu den merkwürdigsten aller Restaurants an der Upper West Side von Manhattan zählte: eine Fusion von serbischer und Texmex-Küche. Eine der Spezialitäten war gebackener Käse mit Bohnen und Salsa.

Und dazu reichlich Wein.

Annabelle lag auf der Seite, strich sich das kitzelnde, dichte blonde Haar aus dem Gesicht und fragte sich: Was passt nicht ins Bild?

Nun, zunächst mal stand das Fenster einen Spaltbreit offen, und mit der Maibrise drang Manhattans Duft ins Zimmer: Abgase und Asphalt. Sie öffnete es nur selten. Warum also letzte Nacht?

Die Siebenundzwanzigjährige, die es als Fotomodell versucht hatte und sich inzwischen damit begnügte, hinter den Kulissen der Modewelt zu arbeiten, setzte sich auf, richtete ihr verdrehtes *Hamilton*-T-Shirt, zog es nach unten und rückte ihre seidenen Boxershorts zurecht.

Sie schwang die Füße über die Bettkante und tastete nach ihren Hausschuhen.

Die standen nicht da, wo sie sie eigentlich abgestreift haben musste, bevor sie zu Bett gegangen war.

Okay. Was ist hier los?

Talese hatte keine Phobien oder Zwangsstörungen außer einer, die sich auf die Straßen von New York City bezog. Sie konnte nicht anders, als sich die Schicht aus Keimen und anderen unaussprechlichen Viechern vorzustellen, die auf dem Asphalt der Stadt siedelten – und die in ihre Wohnung geschleppt wurden, sogar wenn Annabelle ihre Schuhe jeden Tag an der Tür in einen Karton stellte und dies auch von all ihren Freunden verlangte.

Sie lief *niemals* barfuß durch die Zimmer.

Und hier auf dem Boden lag nun statt der Pantoffeln das geblünte Rüschenkleid ausgebreitet, das sie tags zuvor getragen hatte.

Der vordere Saum war hochgeklappt, fast bis zum Ausschnitt, als würde das Kleid sich vor ihr entblößen.

Moment mal ... Talese erinnerte sich verschwommen, das Kleid in den Wäschekorb geworfen zu haben, bevor sie ins Bad gegangen war.

Doch das konnte ja offensichtlich nicht sein. Die Hausschuhe standen demnach nicht dort, wo Annabelle nur *geglaubt* hatte, sie abgestellt zu haben. Und das Kleid lag nicht in dem Wäschekorb, in den sie nur *geglaubt* hatte, es geworfen zu haben.

Vielleicht war Draco, der Barkeeper, der immer so gern flirtete, etwas großzügiger als üblich gewesen.

Hatte sie womöglich eher zweieinhalb Drinks zu viel gehabt? Sachte, Mädchen. Du musst das im Auge behalten.

Und nun, wie immer nach dem Aufwachen, das Smartphone. Sie wandte sich zum Nachttisch um.

Es war nicht da.

Einen Festnetzanschluss hatte sie nicht, ihr Mobiltelefon war nachts die einzige Verbindung zur Außenwelt. Deshalb behielt sie es immer in ihrer Nähe und lud stets den Akku auf. Das Ladegerät steckte auch nach wie vor in der Wandsteckdose, aber das Telefon war weg.

Herrje ... Was geht hier vor sich?

Dann sah sie die Hausschuhe. Die rosafarbenen Flauschdinger standen auf der anderen Seite des Zimmers links und rechts von einem kleinen hölzernen Stuhl, der näher an das Bett gerückt worden war, als Talese es normalerweise tat. Die Vorderseiten der Pantoffeln zeigten auf das Möbelstück und ihre Ausrichtung wirkte auf beinahe unheimliche Weise obszön – als hätte die Trägerin die Beine gespreizt und sich jemandem auf den Schoß gesetzt.

»Nein«, keuchte Talese, als sie entdeckte, was neben dem Stuhl auf dem Boden stand: ein Teller mit einem angebissenen Keks darauf.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, ihr Atem wurde flacher. Jemand war letzte Nacht in der Wohnung gewesen, hatte ihre Kleidungsstücke neu angeordnet und ein Stück von dem Keks gegessen.

Keine zwei Meter von ihr entfernt!

Das Telefon, das Telefon ... wo ist das gottverdammte Telefon?

Talese griff nach dem Kleid auf dem Boden.

Dann erstarrte sie. Nicht! *Er* – denn in ihrer Vorstellung konnte es nur ein *Mann* gewesen sein – hatte es berührt.

Mein Gott ... Sie lief zum Schrank, zog eine Jeans und ein NYU-Sweatshirt an und schlüpfte in das erstbeste Paar Turnschuhe, das sie finden konnte.

Raus! Sofort raus hier! Die Nachbarn, die Polizei ...

Sie wäre vor lauter Angst am liebsten in Tränen ausgebro-

chen und wollte soeben das Schlafzimmer verlassen, als sie bemerkte, dass eine Kommodenschublade ein Stück geöffnet war. Dort bewahrte Annabelle ihre Unterwäsche auf. Irgendetwas sehr Buntes war zu sehen.

Sie wagte sich langsam vor, zog die Schublade ganz auf und schaute hinein. Ihr stockte der Atem und dann fing sie doch noch an zu weinen.

Auf ihren Höschen lag eine Seite aus einer Zeitung. Annabelle las diese Zeitung nicht, also musste *er* das Blatt mitgebracht haben. Darauf waren mit Lippenstift – ihrer Lieblingsfarbe, Fierce Pink – drei Worte geschrieben:

***Abrechnung.***

***Der Schlosser***

Annabelle Talese wollte zur Wohnungstür rennen. Nach etwa drei Metern hielt sie abrupt inne.

Ihr waren drei Dinge aufgefallen.

Erstens: In dem Messerblock, der auf der Arbeitsplatte in der kleinen Küche stand, fehlte oben rechts das größte Messer.

Zweitens: Die Tür des Wandschranks im Flur stand offen. Annabelle hielt sie immer geschlossen. Im Rahmen gab es einen automatischen Schalter. Sobald man die Tür öffnete, ging im Innern eine Glühlampe an. Jetzt jedoch war dort alles dunkel. Sie musste daran vorbei, um zum Ausgang zu gelangen.

Drittens: Die beiden Riegel der Wohnungstür waren geschlossen.

Was bedeutete – da der Einbrecher ja keinen Schlüssel besaß –, dass er noch hier war.

Der Verteidiger näherte sich dem leeren Zeugenstand, neben dem Lincoln Rhyme in seinem motorisierten Rollstuhl saß, und sagte: »Mr. Rhyme, ich möchte Sie daran erinnern, dass Sie nach wie vor unter Eid stehen.«

Rhyme runzelte die Stirn und musterte den stämmigen schwarzhaarigen Anwalt, der mit Nachnamen Coughlin hieß. Dann setzte er eine nachdenkliche Miene auf. »Mir war gar nicht bewusst, dass der Eid durch etwas beeinträchtigt worden sein könnte.«

Lächelte die Richterin etwa ein wenig? Rhyme konnte es nicht genau sehen. Er befand sich unten im Saal und sie saß ein ganzes Stück höher und seitlich hinter ihm.

Der Eid vor der Aussage war Rhyme schon immer wie theatrales Gefasel vorgekommen, sogar ohne den Zusatz »so wahr Ihnen Gott helfe«.

*Schwören Sie feierlich, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?*

Wieso musste der Schwur feierlich abgelegt werden? Und was sollte nach dem ersten Mal »Wahrheit« diese doppelte Redundanz? Wie wäre es mit: »Schwören Sie, dass Sie nicht lügen werden? Falls doch, nehmen wir Sie fest.«

Viel effizienter.

Er lenkte nun ein. »Ich bestätige, dass ich unter Eid stehe.«

Der Prozess fand vor dem New York Supreme Court statt – der ungeachtet des Namens zu den eher niedrig angesiedel-

ten Gerichtshöfen des Staates zählte. Der Saal war mit verschrämtem Holz vertäfelt und an den Wänden hingen Bilder von früheren Richtern, anscheinend zurück bis in die Zeit der Reconstruction. Der Ablauf der Verhandlung war jedoch absolut zeitgemäß. Auf den Tischen von Anklage und Verteidigung gab es Laptops und Tabletcomputer und auch die Richterin hatte einen schmalen hochauflösenden Monitor vor sich stehen. Im ganzen Raum war kein einziges Gesetzbuch zu sehen.

Die meisten der ungefähr dreißig Zuschauer hatten sich wohl wegen des berühmten Angeklagten hier eingefunden, ein paar vielleicht auch wegen Rhyme.

»Ich komme nun zum Kern meines Kreuzverhörs«, sagte Coughlin, den Rhyme auf etwa fünfzig schätzte, und blätterte in seinen Notizen. Auch wenn es hier keine Bücher gab, so mussten die Akten auf den Tischen von Verteidigung und Anklage doch mindestens vierzig Kilo wiegen.

»Danke, Sir«, sagte die Richterin.

Die Arbeit als Kriminalist, als forensischer Wissenschaftler zur Unterstützung strafrechtlicher Ermittlungen, findet nur zum Teil im Labor statt. Der andere Teil der Aufgabe ist die Präsentation. Die Anklage benötigt einen Sachverständigen, der die Erkenntnisse gut verständlich darlegt und dann geduldig und wirksam die Einwände der Verteidigung pariert. Sollte ein Zeuge durch den Verteidiger auseinandergenommen werden, kann ein guter Staatsanwalt ihn mit einer ergänzenden Befragung bisweilen rehabilitieren, aber es ist besser, gar nicht erst in eine solch missliche Lage zu geraten. Lincoln Rhyme war von Natur aus zurückhaltend und fühlte sich im Labor bei Weitem am wohlsten, aber er war nicht völlig in sich gekehrt. Die Selbstdarstellung vor den Geschworenen und das Redituell mit dem Anwalt des Angeklagten machten ihm durchaus Spaß.



»Sie haben ausgesagt, dass am Schauplatz von Leon Murphys Ermordung keine Fingerabdrücke meines Mandanten hinterlassen wurden, korrekt?«

»Nein, habe ich nicht.«

Coughlin legte die Stirn in Falten und zog einen großen Schreibblock zurate, der präzise Notizen enthalten mochte – oder Kritzeleien oder ein Rezept für Rinderbrust. Rhyme hatte nämlich Hunger. Es war zehn Uhr vormittags und er hatte sein Frühstück verpasst.

Coughlin warf einen kurzen Blick auf seinen Mandanten. Viktor Antony Buryak, zweiundfünfzig. Dunkelhaarig wie sein Anwalt, aber kräftiger und mit blasser Haut. Er trug einen maßgeschneiderten dunkelgrauen Anzug und eine burgunderrote Weste. Seltsamerweise wirkte Buryaks Gesicht überhaupt nicht bedrohlich. Rhyme konnte ihn sich gut dabei vorstellen, wie er bei einem kirchlichen Wohltätigkeitsbasar am Pfannkuchenstand arbeitete, die Namen aller Eltern kannte und den Kindern einen Extraspritzer Ahornsirup spendierte.

»Soll ich Ihnen Ihre Aussage vorlesen lassen?« Coughlin, der sich Rhyme genähert hatte wie ein Hai seiner Beute, hob eine Hand.

»Nicht nötig. Ich kann mich daran erinnern. Ich habe ausgesagt – unter Eid, nur zu Ihrer Beruhigung –, dass von den am Schauplatz von Leon Murphys Ermordung gesicherten Fingerabdrücken keiner Ihrem Mandanten zugeordnet werden konnte.«

»Was genau ist der Unterschied?«

»Sie sagten, ich hätte behauptet, Ihr Mandant habe am Tatort keine Fingerabdrücke *hinterlassen*. Er kann aber eine Million Fingerabdrücke hinterlassen haben. Das Team der Spurensicherung hat schlicht keinen davon gefunden.«

Coughlin verdrehte die Augen. »Beantrage Streichung.«

Richterin Williams wandte sich an die Geschworenen. »Sie

werden Mr. Rhymes Antwort außer Acht lassen. Aber versuchen Sie es erneut, Mr. Coughlin.«

Der Anwalt wirkte verärgert. »Mr. Rhyme, an dem Tatort, an dem der verurteilte Schwerverbrecher Leon Murphy erschossen wurde, wurden keine Fingerabdrücke meines Mandanten *entdeckt*, richtig?«

»Das kann ich nicht beantworten, denn ich weiß nicht, ob das Opfer ein verurteilter Schwerverbrecher war oder nicht.«

Coughlin seufzte.

Die Richterin räusperte sich.

»Aber das mit dem ›nicht entdeckt‹ kann ich bestätigen«, sagte Rhyme.

Coughlin und Buryak sahen sich an. Der Mandant blieb insgesamt ruhiger als sein Anwalt. Letzterer kehrte zu seinem Tisch zurück und schaute nach unten.

Rhyme stellte fest, dass einige der Geschworenen ihn anstarrten. Mutmaßlich wegen seiner Verfassung. Er hatte gehört, dass manche Verteidiger sich insgeheim über seine Anwesenheit beschwerten, denn als Querschnittsgelähmter im Rollstuhl, so glaubten sie, würde er indirekt Sympathien für die Anklage generieren.

Doch was sollte er machen? Er war nun mal auf den Rollstuhl angewiesen und von Beruf Kriminalist.

Rhymes Augen richteten sich auf den Angeklagten. In der Geschichte des hiesigen organisierten Verbrechens war Buryak eine einzigartige Figur. Ihm gehörten in der Stadt mehrere Unternehmen, aber den größten Teil seines Geldes verdiente er auf andere Weise, nämlich mit einer ungewöhnlichen Dienstleistung für die Unterwelt. Er war dadurch vermutlich für mehr Tote verantwortlich als irgendeine andere Verbrecherbande in der diesbezüglich sehr reichhaltigen Kriminalgeschichte New Yorks.

*Das Volk des Staates New York gegen Viktor Buryak* hatte je-

doch nichts damit zu tun. Hier ging es nur um einen einzigen Vorfall, ein einziges Verbrechen, einen einzigen Mord.

Leon Murphy war erschossen worden und zwar ungefähr eine Woche nachdem er sich mit dem Leiter eines Lagerhauses getroffen hatte, das Buryak gehörte. Murphy war ein psychotischer Möchtegerngangster, der sich als eine Art Nachfahre der Westies empfand, jener brutalen irischen Bande, die einst über Hell's Kitchen in Manhattan geherrscht hatte. Und dem Leiter des Lagerhauses hatte er nachdrücklich seinen Schutz angeboten.

Es erwies sich als eine wirklich schlechte Geschäftsidee, ausgerechnet dieses Produkt an ausgerechnet diesen Kunden verkaufen zu wollen.

»Haben Sie bei Leon Murphys Leichnam Fußspuren gefunden?«, fragte Coughlin. »Oder neben der Stelle, an der die Patronenhülse gefunden wurde?«

»Der Leichnam lag im Gras, sodass keine Fußabdrücke gesichert werden konnten. In der Nähe der Patronenhülse wurden von den Technikern hingegen Fußspuren entdeckt, aber aufgrund eines Regengusses kurz vorher ließ sich die Art des Schuhs nicht mehr feststellen.«

»Sie können demnach nicht aussagen, dass die Fußabdrücke meines Mandanten am Tatort gefunden wurden?«

»Meinen Sie nicht, dass sich das von selbst aus meinen Ausführungen ergibt?«, fragte Rhyme sarkastisch. Er hatte gelernt, dass man Anwälte ungestraft piesacken durfte. Das war in ihrem Honorar inbegriffen.

»Mr. Rhyme, sichert die Spurensicherung des NYPD routinemäßig DNS an Tatorten?«

»Ja.«

»Und haben Sie am Schauplatz von Leon Murphys Ermordung irgendwelche DNS-Spuren meines Mandanten gefunden?«

»Nein.«

»Mr. Rhyme, Sie haben das Projektil analysiert, von dem Mr. Murhpy getötet wurde, korrekt? Ein Bleigeschoss?«

»Ja.«

»Und Sie haben auch die Patronenhülse untersucht?«

»Das ist korrekt.«

»Und um welches Kaliber hat es sich gehandelt?«

»Neun Millimeter Parabellum.«

»Und Sie haben ausgesagt, dass die Felder und Züge, also die Spuren des Laufs, darauf hindeuten, dass die Waffe eine Glock siebzehn war.«

»Es war definitiv eine Glock und das Modell siebzehn ist am wahrscheinlichsten.«

»Mr. Rhyme, haben Sie oder einer der Ermittler, mit denen Sie zusammengearbeitet haben, die relevanten staatlichen und bundesweiten Waffendatenbanken auf Einträge meines Mandanten überprüft?«

»Ja.«

»Und hat er jemals eine Glock besessen, speziell das Modell siebzehn?«

»Keine Ahnung.«

»Bitte erläutern Sie das, Mr. Rhyme.«

»Er könnte ein Dutzend davon besitzen.«

»Euer Ehren«, sagte Coughlin. Er klang leicht gekränkt darüber, dass Rhyme ihn so unfair behandelte.

Hätte Viktor Buryak etwa beinahe gelächelt?

»Mr. Rhyme.« Die Geduld der Richterin war allmählich erschöpft.

»Er hat gefragt, ob sein Mandant jemals eine Glock besessen hat, und ich habe wahrheitsgemäß geantwortet, ich hätte keine Ahnung. Stimmt ja auch. Ich kann nur aussagen, dass sein Mandant im Staat New York laut den Unterlagen keine *legal* registrierten Glocken besitzt.«

»Euer Ehren«, warf der stellvertretende Bezirksstaatsanwalt Sellars ein, »die Verteidigung weicht von Captain Rhymes Beitrag zu dem Fall ab, denn der bestand nicht in der Überprüfung von Waffenverkäufen. Seine Expertise liegt auf dem Gebiet der Spurenanalyse.«

»Ich möchte auf etwas Bestimmtes hinaus, Euer Ehren«, sagte Coughlin. »Bitte räumen Sie mir etwas Spielraum ein.«

Rhyme achtete auf die wachen Augen des Mannes und fragte sich, worauf er wohl abzielte.

»Fahren Sie fort ... vorläufig.«

»Mr. Rhyme, um es zusammenzufassen: Können Sie bestätigen, dass die DNS meines Mandanten weder am Fundort des Leichnams noch dem der Patronenhülse entdeckt wurde?«

»Korrekt.«

»Und auch nicht *auf* dem Leichnam oder der Hülse?«

»Das ist richtig.«

»Und seine Fuß- und Fingerabdrücke wurden an beiden Orten ebenfalls nicht gefunden?«

»Korrekt.«

»Und es wurden dort auch keine Fasern oder Haare gesichert, die sich auf ihn zurückführen ließen?«

»Korrekt.«

»Und laut den staatlichen und landesweiten Datenbanken besitzt er keine halbautomatische Glock-Pistole und hat auch nie eine besessen?«

»Korrekt.«

»In Wahrheit besteht also die einzige forensische Verbindung zwischen der Ermordung Leon Murphys und meinem Mandanten aus einigen Sandkörnern an der Stelle, an der das Opfer gefunden wurde.«

»Sechs«, erwiderte Rhyme. »Wenn wir schon präzise sein wollen.«

Coughlin lächelte – es war an die Geschworenen gerichtet.

»*Sechs* Körnchen Sand. Mr. Rhyme, bitte erklären Sie noch einmal, wie dieser Sand meinen Mandanten mit dem Mord in Verbindung bringt.«

»Der Sand hatte eine ungewöhnliche Zusammensetzung. Er bestand aus Calciumsulfat-Dihydrat, Siliziumdioxid und einer weiteren Substanz,  $C_{12}H_{24}$ , ungefähr drei Viertel gesättigte Kohlenwasserstoffe und ein Viertel aromatische Kohlenwasserstoffe.«

»Diese andere Substanz, wie Sie sie nennen. Könnten Sie uns die bitte erläutern?«

»Es ist eine bestimmte Art Dieseltreibstoff.«

»Und wieso verbindet dies meinen Mandanten mit dem Tatort?«

»Weil vor seiner Auffahrt in Forest Hills, Queens, Proben genommen wurden, in denen sich die gleiche Art Sand befand. Kontrollproben vom Fundort der Leiche wiesen keinen solchen Sand auf.«

»Stimmt der Sand, der vor dem Haus meines Mandanten gefunden wurde, mit dem am Schauplatz des Mordes an Leon Murphy gefundenen überein?«

Rhyme zögerte. »In der forensischen Wissenschaft heißt ›Übereinstimmung‹, dass etwas identisch ist. Fingerabdrücke stimmen überein. DNS stimmt überein. Manche chemischen Mischungen sind dermaßen komplex, dass man auch bei ihnen von Übereinstimmung ausgehen könnte. In allen anderen Zusammenhängen ist in der Forensik von ›Entsprechungen‹ die Rede. Man könnte auch sagen ›sehr, sehr ähnlich‹.«

»Sehr, sehr ...«, wiederholte Coughlin. »Ich verstehe. Sie können also nicht bestätigen, dass die Sandkörner beim Haus meines Mandanten mit den Sandkörnern am Tatort übereinstimmen haben.«

»Wie ich gerade erklärt habe ...«

Der Anwalt unterbrach ihn barsch. »Können Sie sagen, dass

die Sandkörner vom Haus meines Mandanten mit den sechs Sandkörnern vom Tatort *übereingestimmt* haben?»

Es verging ein langer Moment. »Nein, kann ich nicht«, sagte Rhyme dann.

Coughlin fuhr sich mit der Hand durch das kräftige Haar. »Wir sind fast fertig, Mr. Rhyme. Bevor Sie den Zeugenstand verlassen, möchte ich Ihnen nur noch ein paar letzte Fragen stellen.« Ein schneller Blick zu den Geschworenen und wieder zurück. »Und die beziehen sich auf Ihre Person.«

Wird es ein Mord sein oder nicht?

Werde ich das blutige Ende eines Menschen miterleben?

Die Lichtung ist von üppigem Grün umgeben und jenseits davon folgen sandige Felder. Im fernen Dunst wölben sich Hügel wie Kamelhöcker. Der Kondensstreifen eines Düsenflugzeugs durchschneidet weit, weit oben den Himmel. Eine wallende Sturmfront zieht auf und es wird bald regnen.

Ich recke den Kopf und schaue genau hin. Da sind zwei Männer, beide sehnig, schwarzhaarig. Sie tragen graue Hosen und T-Shirts mit Bildern und Schrift.

Ich selbst bin ganz ähnlich gekleidet, wenngleich meine Hose beige-farben ist und mein T-Shirt schwarz, ohne Aufdruck.

Wir alle tragen Laufschuhe.

Der Mann mit dem Messer steckt in einem AC/DC-T-Shirt. Der Mann vor ihm, dessen Hände auf den Rücken gefesselt sind, trägt ein ausgebleichenes gelb-grünes T-Shirt. Ich glaube, da war mal das Logo einer Sportmannschaft auf der Brust, aber nach zahllosen Waschgängen ist es nicht mehr da. Vielleicht ein brasilianisches Fußballtrikot.

AC/DC spricht laut, auf Spanisch. Das Messer bewegt sich, aber nicht bedrohlich. Der Mann gestikuliert nur. Macht seinen Standpunkt klar, betont etwas. Seine Körpersprache legt nahe, dass er sich über etwas aufregt. Die schneidenden Worte kommen ihm in abgehackten Salven über die Lippen.



Der Mann, dessen Hände mit einem langen Seil nachlässig zusammengebunden wurden, wirkt gleichermaßen verwirrt wie verängstigt.

Der Redner hebt nun das Messer in die Luft. Die untere Kante der Klinge ist glatt, die obere wie eine Säge.

Die Frage bleibt: Wird es ein Mord sein?

Womöglich geht es nur um eine Botschaft. Um nichts als eindringliche Worte. Zur Einschüchterung.

Wenn Menschen den Tod vor Augen haben, werden sie nicht etwa verzweifelt und versuchen, sich zu wehren oder wegzulaufen. Sie bleiben passiv, weinen eventuell oder fragen: »Warum, warum, warum?«, aber kaum mehr als das. Manchmal bieten sie etwas an, versprechen Geld oder Sex. Geloben, sich zu ändern. Murmeln ihr Bedauern.

Aber sie betteln nie um Gnade. Was ich interessant finde.

AC/DCs Redeschwall scheint abzuebben. Die Bewegungen des Messers werden langsamer. Der Gefesselte weint.

Und natürlich überlege ich, was *ich* tun sollte.

Gott zu spielen heißt, harte Entscheidungen zu treffen.

Ich sitze gespannt vorgebeugt da, behalte dieses heftige Messer im Auge, an dem getrocknetes Blut zu kleben scheint, und frage mich: Was wird es sein?

»Mr. Rhyme«, sagte Coughlin, »Sie analysieren die Spuren in Ihrem Privathaus, ist das korrekt?«

»In einem *Labor* in meinem Haus, ja.«

»Da haben Sie es ja nicht weit zur Arbeit«, warf der Mann salopp ein und lächelte. Mehrere der Geschworenen schlossen sich an.

Rhyme nickte kurz als Reaktion auf den müden Scherz.

»Welche Vorkehrungen treffen Sie, um sicherzustellen, dass die am Tatort gesammelten Beweise nicht durch Substanzen im Haus verunreinigt werden?«

»Wir befolgen zu einhundert Prozent die einschlägigen Richtlinien des American Forensic Institute.«

»Wie haben wir uns das vorzustellen?«

»Das Labor wird dreimal am Tag gründlich mit Desinfektionsmitteln gereinigt. Es ist vom Rest des Hauses durch eine vom Boden bis zur Decke reichende Trennwand aus Glas abgeteilt und im Innern herrscht Überdruck, sodass keine Substanzen von außen eindringen können. Niemand betritt das Labor ohne Schutzkleidung – Haube, Füßlinge, Maske und Kittel. Außerdem Handschuhe. So sind sowohl die Personen als auch die Beweise vor Kontamination geschützt.«

»Füßlinge, sagten Sie.«

»Wie Chirurgen sie tragen.«

»Bei allem Respekt für Ihren Zustand, Mr. Rhyme, Sie können doch keine Füßlinge über Ihre Räder ziehen.«

»Ich überwache zumeist die Laborarbeit der anderen.«

»Fahren Sie denn jemals in den – nennt man das ›sterilen Bereich‹?«

Rhyme zögerte erneut. Er schaute zum Staatsanwalt. Sellars wirkte leicht verunsichert. »Ja, steriler Bereich. Und ich halte mich gelegentlich dort auf, um Spuren zu analysieren. Dabei trage ich all die soeben erwähnte Schutzkleidung und ...«

»Es geht mir um die Räder Ihres Rollstuhls. Wie verhindern Sie dort eine mögliche Verunreinigung?«

»Die Räder werden von meinem Betreuer sorgfältig gesäubert, bevor ich in den Bereich fahre. Mit Bürste und Putzlappen.«

Coughlin betrachtete den Rollstuhl. Es war ein Modell von Invacare mit großen Rädern in der Mitte und je zwei kleinen vorn und hinten. Rhyme konnte sich damit in jede gewünschte Richtung drehen, ohne vorwärts oder rückwärts fahren zu müssen.

»Ist dies der Stuhl, den Sie auch bei sich im Labor nutzen?«

»Ja, aber lassen ...«

»Ja« reicht aus, Sir. Was sind das denn für Reifen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Die Standardbereifung wäre der vierzehn Zoll große Invacare 3.00–8 mit Schaumfüllung. Er ist pannensicher.«

»Ich glaube, das stimmt.« Tja, der Mann hatte offenbar seine Hausaufgaben gemacht. Und wann hatte der Privatdetektiv des Anwalts ihn ausspioniert?

»Und Invacare ist bekannt für seine hochwertige Medizintechnik, richtig?«

»Einspruch«, sagte Sellars. »Der Zeuge ist kein Fachmann für den Ruf einer Firma. Was soll zudem der Zweck dieser Fragen sein?«

»Ich ziehe die Frage über die Produktqualität zurück, Euer Ehren, und komme jetzt zum Punkt.«

»Sehr gut. Und zwar mit Vivace, wenn ich bitten darf.« Die Richterin war als Opernliebhaberin bekannt.

»Selbstverständlich, Euer Ehren. Mr. Rhyme, funktionieren die Reifen an diesem Rollstuhl zu Ihrer Zufriedenheit?«

»Äh, ja.«

»Einschließlich einer guten Bodenhaftung?«

»Ja.«

»Glauben Sie, das liegt an dem tiefen Profil?«

»Einspruch.«

»Mr. Coughlin, falls Sie die Räder als Beweismittel anführen möchten, dann stellen Sie Ihren Antrag.«

»Das wird nicht nötig sein, Euer Ehren.«

Natürlich nicht. Die Geschworenen hatten das Reifenprofil ausgiebig begutachten können und es war tief. Der Anwalt hatte sein Argument vorgebracht.

»Mr. Rhyme, wie lange, schätzen Sie, benötigt Ihr Betreuer, um dieses Profil zu säubern?«

»Etwa zwanzig Minuten.«

»Für *beide* Reifen?«

»Ja.«

»Zehn Minuten pro Stück.«

»Zu diesem Ergebnis kommt jedenfalls die Mathematik.«  
Was auch ihm das eine oder andere Lächeln einbrachte.

»Ich habe Ihre Abhandlungen gelesen, Mr. Rhyme. Sie haben geschrieben, dass Spurenpartikel wie Klebstoff an Händen, Füßen und Haaren anhaften. Und dass diese Partikel so klein sein können, dass man sie ohne besondere Geräte wie leistungsfähige Mikroskope praktisch nicht aufspüren kann. Ist das korrekt? Das sind Ihre Worte, nicht wahr?«

»Ja, aber ...«

»Sie haben die Richtlinien des American Forensic Institute erwähnt. Trifft es nicht zu, dass diese Richtlinien sich ausschließlich auf DNS-Verunreinigungen beziehen?«

Rhyme hielt inne. Er und der Staatsanwalt sahen sich an.  
»Das ist korrekt.«

»In ihnen steht nichts über andere Substanzen?«

»Nein, aber durch ihre Befolgung ...«

»Mr. Rhyme, bitte. Die Richtlinien sagen nichts über andere Spurenpartikel aus, die in einem Labor analysiert werden. Ist das eine wahrheitsgemäße Aussage?«

»Ist es«, murmelte Rhyme.

Coughlins Augen leuchteten auf. »Wenn Ihnen bewusst war, dass die Richtlinien sich nur auf DNS beziehen, wieso führen Sie sie als Beweis für Ihre Gewissenhaftigkeit beim Umgang mit den Spuren an, die angeblich meinen Mandanten belasten?«

»Das ist mir gar nicht in den Sinn gekommen.«

»Könnte es sein, dass Sie versuchen wollten, die eigene Glaubwürdigkeit zu betonen, weil Sie in Wahrheit nicht allzu überzeugt von den Beweisen für die Tat sind, die meinem Mandanten zur Last gelegt wird?«

»Einspruch.«

»Stattgegeben.«

Doch natürlich konnte man das Gedächtnis der Geschworenen nicht löschen. Sie hatten gerade mitangehört, dass Rhyme bisweilen trickste.

»Mr. Rhyme, haben Sie sich im sterilen Bereich Ihres Labors aufgehalten, als dieser Sand analysiert wurde?«

Rhyme verstummte. Er schaute zu Thom, der hinten im Gerichtssaal saß. Der adrette Betreuer trug heute einen makellosen dunkelblauen Anzug, ein gebrochen weißes Hemd und eine dunkelgraue Krawatte.

»Mr. Rhyme?«, hakte Coughlin nach.

»Ja, habe ich.«

»Und bevor Sie hineingefahren sind, hat Ihr Betreuer da das Profil dieser Reifen gesäubert?«

»Ja.«

»Wie?«

»Mit Putztüchern und Bleiche.«

»Ist er mit einem Wattestäbchen oder vergleichbarem Gegenstand in die Rillen des Profils eingedrungen?«

»Nein, er hat Tücher benutzt.«

»Und das für nur zehn Minuten pro Rad.«

»Einspruch.«

Coughlin zog das »nur« zurück und fragte: »Und das jeweils zehn Minuten pro Rad?«

»So ungefähr, ja.«

»Mr. Rhyme, Sie müssen in Ihrem Labor über viele Geräte verfügen. Chromatografen, Elektronenmikroskope, Trocknungsschränke ... eine typische forensische Ausstattung.«

»Das ist richtig.«

»Und produzieren diese Geräte eine nennenswerte Abwärme?«

»Wenn sie laufen, ja.«

»Gibt es in dem Labor Ventilatoren?«

Rhyme schwieg für einen Moment. »Ja.«

»Und ein Ventilator könnte theoretisch Spurenpartikel herumpusten? Sodass Fremdstoffe, die in das Labor gelangen, eine Bodenprobe kontaminieren könnten?«

»Einspruch.«

»Er ist Sachverständiger«, sagte die Richterin. »Ich lasse die hypothetische Frage zu. Mr. Rhyme, bitte antworten Sie.«

»Theoretisch.«

»Mr. Rhyme, im Beweismittelbericht steht, Ihr Labor habe die Bodenproben vom Tatort des Mordes und vom Grundstück meines Mandanten am zwanzigsten April analysiert. Ist das korrekt?«

»Das kommt hin.«

»Und haben Sie sich an dem Tag aus welchem Grund auch immer außerhalb Ihres Hauses aufgehalten?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Nun, dann lassen Sie mich Ihr Gedächtnis auffrischen. Sie haben an dem Tag einen Vortrag an der Manhattan School of Criminal Justice in der Siebenundvierzigsten Straße West gehalten. Um zehn Uhr vormittags.«

»Da müsste ich in meinem Terminkalender nachsehen.«

»Ihr Vortrag ist auf YouTube hochgeladen worden. Mit Zeitstempel.«

»Dann muss die Antwort wohl Ja lauten«, sagte Rhyme steif.

»Euer Ehren«, sagte Coughlin, nahm ein weiteres Dokument und ging zur Richterbank. »Ich lege hiermit Beweisstück eins der Verteidigung vor.« Er reichte der Gerichtsdienlerin zwei Exemplare; sie gab eines der Richterin und das andere dem Staatsanwalt. Sellars überflog es und sah dann stirnrunzelnd Rhyme an.

Nachdem auch sie ihr Exemplar quergelesen hatte, fragte die Richterin: »Mr. Sellars?«

Er seufzte. »Keine Einwände.«

Coughlin ging zu Rhyme und legte ein aufgeschlagenes Exemplar vor ihn hin. »Mr. Rhyme, dies ist ein Bericht von Albrecht and Tanner Forensic Services. Ist Ihnen diese Firma ein Begriff?«

»Ja.«

»Würden Sie dem Gericht bitte schildern, um wen es sich handelt?«

»Um ein privates forensisches Labor. Es ist auf Honorarbasis hauptsächlich für die Baubranche und für Produktionsbetriebe tätig.«

»Genießt Albrecht and Tanner einen guten Ruf?«

»Ja.«

»Dieser Bericht wurde von meiner Kanzlei in Auftrag gegeben und ich füge zur Offenlegung hinzu, dass wir dafür die normalen Gebühren der Firma bezahlt haben. Ich zitiere aus diesem

Bericht: »Unsere Techniker haben von Gehwegen, Gärten, Pflanzbeeten und öffentlichen Baustellen vierundachtzig Bodenproben genommen. Diese Proben wurden in sterilen Behältern aufbewahrt und zur Analyse in unser Labor gebracht. Unsere Techniker waren angewiesen, nach dem Vorkommen von Calciumsulfat-Dihydrat plus Siliziumdioxid in Kombination mit  $C_{12}H_{24}$  zu suchen – gesättigten Kohlenwasserstoffen (fünfundsiebzig Prozent) und aromatischen Kohlenwasserstoffen (fünfundzwanzig Prozent). Unsere Analytiker haben signifikante Mengen der genannten Substanzen gefunden.«

Nach einem theatralischen Blick zu den Geschworenen wandte Coughlin sich wieder seinem Zeugen zu. »Mr. Rhyme, dieser Bericht beschreibt eine bestimmte Sorte Sand vermischt mit Dieseltreibstoff, korrekt?«

»Ja.«

»Sehen Sie die prozentualen Anteile der Chemikalien in den besagten Proben?«

Rhyme schaute nach unten auf das Dokument.

»Ja.«

»Und sind diese Anteile identisch mit der Verteilung in den sechs Sandkörnern, die die Staatsanwaltschaft als Beweismittel dafür vorgelegt hat, dass mein Mandant am Schauplatz des Mordes gewesen sein soll?«

Rhyme sah kurz zu Sellars. »Ja.«

Coughlin kehrte zu dem Bericht zurück. »Unter der Überschrift »Orte der Probennahme« steht hier: »Diese Sandproben stammen von einer Baustelle auf der Westseite des Central Parks, im Dreihunderter-Block.« Mr. Rhyme.« Coughlin hob den Kopf. »Liegt Ihr Privathaus, in dem sich Ihr Labor befindet, im Dreihunderter-Block am Central Park West?«

Rhyme räusperte sich. »Ja.«

»Ist es möglich, Mr. Rhyme, dass diese sechs Sandkörner, von denen Sie behaupten, dass sie das Haus meines Mandanten



mit dem Schauplatz des Mordes an Leon Murphy in Verbindung bringen, von keinem dieser beiden Orte stammen, sondern aus Ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, und dass sie im Reifenprofil Ihres Rollstuhls in das Labor gelangt sind, was bedeuten würde, dass keinerlei Spurenpartikel existieren, die eine Schuld meines Mandanten nahelegen würden?«

Rhymes Lippen wurden schmal.

»Euer Ehren?«, fragte Coughlin.

»Mr. Rhyme, bitte antworten Sie.«

Rhyme räusperte sich erneut. »Was Sie beschreiben, ist möglich.«

»Keine weiteren Fragen.«

Ich sehe, dass es sich nicht um eine Einschüchterungstaktik handelt.

Das hier wird ein Mord. Da gibt es kein Vertun.

Es wird Blut fließen.

Und zwar reichlich.

AC/DC, der mit dem Messer, packt das Opfer mit seiner linken Hand an den Haaren, zieht dessen Kopf in den Nacken und fährt mit dem Messer einmal fast ganz um den Hals, so wie man die Folienhaube oben auf einer Flasche Whisky durchtrennt. Das Opfer kreischt kurz vor Überraschung auf und dann sprudelt die leuchtend rote Flüssigkeit hervor. Oh, wie das spritzt. Er sinkt auf die Seite. Der Messermann sägt und sägt – die Klinge sah offenbar nur scharf *aus* – und trennt am Ende den Kopf ab. Verächtlich wirft er ihn beiseite und setzt dann seine Tirade fort. Der Leichnam zuckt nicht mal mehr. Er liegt völlig regungslos da.

Und nun zu meiner Beteiligung an dieser Sache.

Meiner Entscheidung.

Ich drücke die Leertaste, um das Video anzuhalten. Dann trinke ich einen Schluck koffeinfreie Cola und merke, dass sie während der letzten Stunde warm und schal geworden ist; ich war so in diese Videos versunken, dass ich völlig die Zeit vergessen habe.

Ich setze mich etwas gerader hin und hebe erst eine Schulter, dann die andere. Ein Knochen knackt. Der Stuhl an meiner

Werkbank ist zwar gepolstert, aber nicht für langes Sitzen gedacht. Ich will mir schon ewig einen neuen besorgen und das werde ich auch bald. Ich habe da so ein Tausend-Dollar-Sondermodell im Auge.

Ich lese auf dem Bildschirm die Kommentare unter dem angehaltenen Video.

*Wahnsinn!!!!*

*Los Zetas sollten zusammengetrieben und erschossen werden.*

*Der Täter war ein mexikanischer Cop, die Kartelle haben die ALLE IN DER TASCHE.*

*Nicht so gut wie das von letzter Woche. Wieso keine Nahaufnahmen??*

*Warum haben die nicht auch seine Freundin erledigt?*

Ja, warum nicht? Ich überlege. Das war tatsächlich ein wenig enttäuschend.

Also, Zeit für die Entscheidung.

Ich tippe etwas ein und drücke die Eingabetaste.

Der Bildschirm wird schwarz und es erscheinen die Worte:

*Dieses Video wurde entfernt, weil es gegen die Richtlinien unserer Gemeinschaft verstößt.*

Viele unserer Zuschauer werden deswegen stinksauer sein. Ich lese manchmal Kommentare, in denen die Löschung eines Videos beklagt wird. Die Leute schreien: Zensur! Wie können wir nur dermaßen gegen den Ersten Zusatzartikel verstoßen?

Doch Zuschauer in den sozialen Medien sind selten Verfassungsgelehrte und übersehen den bedeutenden Umstand, dass der Erste Zusatzartikel eine Zensur seitens der *Regierung* verbietet. Meine Firma – ViewNow – kann genau wie YouTube,

Instagram und all die anderen nach Herzenslust löschen, was sie will. Völlig legal. Wenn dir das nicht gefällt, tipp eine andere Internetadresse ein und surfe dort weiter.

Ich hatte eine abweichende Vorgehensweise erwogen. Anstatt das Video zu löschen, hätte ich es hinter eine Zugangsseite stecken können. Wenn dann ein Zuschauer auf den Titel »Gerechtigkeit nach Art der Kartelle« geklickt hätte, wäre ein Dialogfenster aufgepoppt.

*Nur für Erwachsene. Bitte loggen Sie sich ein, um Ihr Alter zu bestätigen.*

Aber das Video war, wie meistens heutzutage, hochauflösend. Das Blut sprudelte heftig und im Übermaß und der Todeschrei – das letzte Geräusch, das das Opfer je von sich geben würde – war klar und deutlich zu vernehmen. Also musste die Exekution komplett gestrichen werden.

Meine Aufgabe als Inhaltsmoderator besteht darin, die Interessen meines Arbeitgebers zu vertreten. Und das heißt, ich muss ein heikles Gleichgewicht erzielen – zwischen einerseits aufregenden, schockierenden und abstoßenden Bildern und andererseits den niedlichen, lustigen und anregenden Beiträgen. Ich vermute allerdings, den Wunderkindern in der Chefetage der Silicon-Valley-Zentrale von ViewNow ist es letztlich scheißegal, ob sie positive Inhalte vermitteln; sie fürchten lediglich, ihre Anzeigenkunden zu verprellen, falls die Videos zu drastisch ausfallen sollten (wenngleich ich es echt witzig fand, als unter der Los-Zetas-Enthauptung eine Bannerwerbung der Lebensversicherung Family Pride eingeblendet wurde).

Und es bleibt noch eine weitere Frage: Soll ich den Account des Users aufgrund dieses Verstoßes löschen?

Bisher hat er Szenen aus den Videospielen *Grand Theft Auto*

und *Red Dead Redemption* hochgeladen, zwar sehr brutal, aber computergeneriert. Bei der Produktion dieser Spiele sind keine echten Einwohner von San Andreas oder Siedler des Wilden Westens zu Tode gekommen.

Ich sehe aber seinen Weg. Von diesen Spielen und gewalttätigen japanischen Animes ist er dazu übergegangen, mehr und mehr echte Szenen von Blut und Tod zu posten, die er auf anderen Seiten gefunden hat, von Opfern diverser Genozide und Massenmorde – aufgenommen nach den jeweiligen Taten.

Die heutige Kartell-Enthauptung ist der erste Mord in Echtzeit, den er gepostet hat.

Wird ihm eines Tages auch das nicht mehr ausreichen? Will er dann nicht nur Beobachter, sondern Teilnehmer sein?

Man lässt sich von der Lust leicht hinreißen.

Ich spreche da aus Erfahrung.

Löschen oder nicht?

Ich bin Gott. Ich kann tun, was ich will.

Mein Finger schwebt über den Tasten.

Ach, soll er doch sein kleines Hobby behalten.

Sobald ich das Enthauptungsvideo gelöscht habe, poppt sofort ein anderes auf. Ein hilfreicher Algorithmus trägt dafür Sorge.

Es stammt von dem Verschwörungstheoretiker namens Verum, der mehrmals pro Woche etwas hochlädt. Wir halten auch nach politisch aufrührerischem Material Ausschau, nicht nur nach Blut und Sex. Und der anonyme Verum balanciert da zweifellos auf einem schmalen Grat.

Die bis zur Unkenntlichkeit verpixelte Gestalt sitzt an einem Schreibtisch. Der Raum ist weiß und der Vorhang vor einem großen Fenster ist geschlossen. In den Wänden stecken Haken, an denen offenbar Gemälde hängen, wenn die Kamera nicht läuft.

Verum ist besessen von Geheimhaltung.

Aus gutem Grund.

Die tiefe Stimme ist ebenfalls verzerrt und wirkt dadurch nur umso unheimlicher.

*»Freunde: Ich bin in den Besitz eines als geheim eingestuften Berichts gelangt. Es geht darin um ein Programm der Verborgenen, das in Los Angeles, Chicago und New York durchgeführt wird. Das Kitabi-Projekt ist eine geheime Maßnahme, um jeden einzelnen Schüler per Gesichtserkennung im System zu erfassen – von der Kita bis zum Abi, daher der Name. Die Daten sollen dazu genutzt werden, die Bewegungen der Kinder und ihrer Eltern zu protokollieren und zu analysieren, um dadurch im Laufe der Zeit politische, religiöse und ökonomische Profile zu erstellen, die präziser sind als alles, was wir bisher kennen.*

*Die Verborgenen werden vor nichts zurückschrecken, um unsere Privatsphäre zu vernichten! In den Kommentaren unter diesem Video findet ihr die Namen und Anschriften der Direktoren der betroffenen Schulen. Lasst nicht zu, dass sie unsere Kinder zum Kanonenfutter dieses Krieges machen!*

*Sprecht eure Gebete und haltet euch bereit!*

*Mein Name ist Verum, lateinisch für »wahr«. Denn das ist meine Botschaft. Was ihr damit macht, liegt bei euch.«*

Darunter steht die Adresse einer Seite im Darknet, auf der man Geld für den Kampf gegen die Verborgenen spenden kann, die von Verum heftig attackiert werden, ohne dass er sie je genau definiert hätte. Die eingeblendeten Werbeanzeigen sind zielgerichtet: Überlebensausrüstung, Waffen, Bücher von anderen Verschwörungstheoretikern.

Man könnte Verums Beiträge blockieren, weil ihre vermeintlichen Fakten »unzutreffend« sind oder »nicht überprüft werden können«.

Oder man nimmt wieder die nützliche Standardbegründung und beruft sich pauschal auf die Richtlinien unserer Gemeinschaft.

Manche seiner Beiträge rufen zur Gewalt auf. Wir gegen die Verborgenen.

Ich sperre es nicht.

Dann stehe ich auf und gehe quer über den hundertfünfzig Jahre alten Werkstattboden, die abgenutzten und ungleichmäßigen Eichendielen, und hole mir eine kalte Cola.

Der Raum ist nicht groß. Er hat Deckenbalken, Ziegelmauern und hölzerne Stützpfeiler. Die Fenster sind durch stählerne Läden gesichert. Die wurden vor hundertzwanzig Jahren dort angebracht, damit niemand in die Sebastiano Company für Bäckereibedarf einbrechen und etwas stehlen konnte. Auch für meine Zwecke sind sie gut geeignet. Ich möchte hier wirklich keine Eindringlinge haben, wenngleich ich mir weniger über Diebe als über andere ungebetene Besucher Sorgen mache.

Der Raum ist immer hell erleuchtet, denn andernfalls erinnert er mich an das Konsequenzzimmer und ich werde wütend.

Mein Blick fällt auf eine nackte Backsteinwand, in die ich lange Nägel gehauen habe, an denen meine gesammelten Schlösser hängen. Einhundertzweiundvierzig an der Zahl. Außerdem Netzbeutel voller Schlüssel, von denen ich mindestens tausend besitze.

Davon abgesehen sind die Wände der Werkstatt schmucklos, denn wenn man Schlösser und Schlüssel hat, was braucht man da noch für andere Kunstwerke?

Ich schaue auf meinem Telefon die Uhrzeit nach.